

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich einschließlich der Beilagen in Beuthen O.-S. und bei allen Postanstalten des Inlandes 2 Mark.
Fennur Nr. 56.



Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen.
Anzeigengebühr: für die einpaltige Zeile oder deren Raum 20 Pfg. Reklamen 75 Pfg.

Oberschlesische Zeitung.

Nr. 237.

Beuthen OS., Dienstag, den 13. Oktober 1908.

IV. Jahrgang.

Leitender Redakteur und verantwortlich für den politischen Teil und das Feuilleton: Heinrich Foerster in Beuthen OS., Schomburg; für den Inseratenteil: Arthur Sunold in Beuthen OS. — Rotationsdruck und Verlag Oberschlesische Zeitung, G. m. b. H., Beuthen OS., Pieltorferstraße Nr. 13.

Die heutige Nummer umfaßt 8 Seiten.

Wieviel neue Steuern sind notwendig?

Auf das allgemeine Drängen, über die amtlichen Finanzreformprojekte verbürgte Tatsachen zu erfahren, damit eine sachliche Kritik möglichst frühzeitig einleiten könne und den zahllosen nur Beunruhigung schaffenden Vermutungen und Kombinationen der Boden entzogen werde, hat Herr Schow, wie bekannt, sich zu ausführlichen Darlegungen herbeigelassen. Wenn man aber nachprüft, was denn nun sicher bekannt sei, so findet man aus dem ganzen gewaltigen Material nur eine Tatsache heraus: die regierungsfeltige Festsetzung des Steuerbedarfs auf 500 Millionen Mark. Diese Feststellung entzieht sich aber jeder Kritik, solange nicht die Grundlagen bekannt sind, auf denen diese Berechnung fußt. Man kann Herrn Schow das Kompliment nicht versagen, daß die von ihm gewählte Aufklärungsmethode sich für seine Zwecke äußerst fruchtbar erweist. Schon nimmt fast niemand mehr an der ungeheuren Summe Anstoß, es scheint, als ob die Steuerzahler sich nachgerade mit der Tatsache abgefunden hätten, daß sie 500 Millionen aufzubringen müssen. Ja, es ist noch garnicht so lange her, daß die „Köln. Volksztg.“ mit ihrer Behauptung eines 1/2-Milliarden Steuer-Zedungsbedürfnisses sogar offiziös deklariert wurde. Wären die Einzelbedarfssummen gleichzeitig bekannt geworden, so hätte zweifellos sofort eine eingehende Kritik an der Notwendigkeit derselben verbunden mit Vorschlagsvorlägen erfolgt. Das ist heute noch unmöglich und muß verhoffen werden, bis der amtliche Plan in allen seinen Einzelheiten bekannt ist. Es soll aber schon heute darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Arbeit unbedingt noch geheißen muß. Sie ist, wenn nicht die wichtigste, so doch die dringendste Arbeit. Erst muß der Bedarf zweifellos festgestellt sein, ehe die neuen Einnahmemeinellen der Erörterung unterworfen werden. Die Art und Form der neuen Steuern wird zwingend beeinflusst durch die Höhe des erforderlichen Bedarfs. Es wäre geradezu eine Verhöhnung an dem deutschen Volk, wenn die ungeheure Last von 500 Millionen neuer Ausgaben ihm auferlegt würde, ohne daß die dringendste Notwendigkeit solche Opfer rechtfertigt. Die Prüfung der Bedarfsaufstellungen wird um so notwendiger sein, als heute schon Stimmen laut werden, die den Betrag von 500 Millionen noch zu niedrig finden. Sie rechnen wohl mit der Ermüdung, daß, nachdem die Summe von 500 Millionen ihre Schreden verloren zu haben scheint, weitere 100 Millionen Mark nicht allzuschwer ins

Gewicht fallen. Nun sind wir gewiß nicht der Ansicht, daß, wenn das deutsche Reich auch noch dieser 100 Millionen bedürftig wäre, das Volk sie den verbündeten Regierungen verweigern dürfe. Aber nachdrücklich müssen wir betonen, daß eine zu starke Anspannung der Steuerkräfte den Interessen des Reiches nicht dient, sondern sie empfindlich schädigen muß. Wenn jetzt schon die letzten Reserven herangezogen werden, woher soll dann die Hilfe kommen, wenn schwere Zeiten hereinbrechen? Das sollte man doch nicht vergessen, die Stärke des Reiches beruht in erster Linie auf der Bereitschaft des Volkes, wenn des Reiches Wohlfaht es erfordert, freudig auch das Letzte an Gut und Blut ihm zu opfern. Wird diese Bereitschaft wachsen, wenn das Volk sehen muß, wie ohne Not ihm allzu schwere Opfer auferlegt werden? Die Frage stellen heißt sie verneinen. Wenn darum das Zentrum mit aller Energie alle nicht unbedingt notwendigen Ausgaben aus dem Etat auszuschneiden sich bemühen wird, so darf es für sich in Anspruch nehmen, daß es damit nur seine Pflicht gegen Volk und Reich in gleicher Weise erfüllt. Der nationalliberale Abgeordnete Görde stellt in der „Tägl. Rundschau“ eine Bedarfsberechnung auf, die über die Schwere der Anspannung weit hinausgeht. Daß die Erhöhung der Beamtengehälter, die Aufwendungen der Reichsinvalidenversorgung, die vermehrten Flottenausgaben, die Herabsetzung der Zuckersteuer u. s. w. — ganz abgesehen von den Fehlbeträgen des Reichshaushalts — die Erziehung neuer und reichlich kleinerer Einnahmemeinellen unbedingt notwendig machen, ist unbedingt zuzugeben. Aber ist es auch notwendig, daß alle diese Ausgaben durch vermehrte Einnahmen erzielt werden? Sollte es nicht möglich sein, die bereits einkommenden Gelder anders, sparsamer zu verwenden? Herr Görde scheint, nicht der Ansicht zu sein, daß der neue Etat und die folgenden größere Abträge gegen den Etat von 1908 bringen könnten. Hoffentlich wird er im Reichstag mit dieser Ansicht allein stehen. Wesentliche Ersparnisse sind möglich, auch im letzten Etat sind viele Millionen bewilligt worden, deren unbedingte Notwendigkeit nicht ganz einleuchtete. Und daß diese Ersparnisse auch gemacht werden, dafür wird das Zentrum jedenfalls seinen ganzen Einfluß einsetzen. Wer des Geldes genug hat, muß auch nützliche und angenehme Dinge anschaffen; wer aber nur des Lebens Notdurft befriedigen kann, muß eben auf jene Dinge Verzicht leisten. Danach wird man auch die neuen Etatsforderungen zu beurteilen haben.

Deutsches Reich.

Beuthen, 12. Oktober.

Der Kaiser, der am Sonnabend in Königsberg eingetroffen war, verließ gegen 2 dreiviertel Uhr die Kaserne des dritten Grenadier-Regiments und fuhr zu Wagen nach dem Bahnhof, wohin sich auch Fürst zu Dohna-Schlobitten und die Herren des Kaiserlichen Hofes begaben. Um 3 Uhr traf die Kaiserin mit den Kaiserlichen Kindern ein; Graf und Gräfin Dönhoff-Friedrichstein hatten die Kaiserin bis Königsberg begleitet. Nach der Begrüßung durch den Kaiser fuhr die Majestäten, die Kaiserlichen Kinder und die Herrschaften des beiderseitigen Hofes nach dem Dom. Nach Begrüßung der zum Empfange erschienenen Herren betrat die Majestäten unter Orgelklang den Dom und besichtigten zunächst das vom Kaiser geschenkte Glasfenster. Die Majestäten und die Kaiserlichen Kinder trugen sich in das goldene Buch der Kirche ein. Die Besichtigung währte etwa dreiviertel Stunden. Gegen 4 Uhr fuhr die Majestäten zum Bahnhof, wo nach Verabschiedung von dem auf dem Bahnhof anwesenden Polizeipräsidenten von Wehres und dem Eisenbahndirektionspräsidenten Krüger alsbald die Abfahrt nach Danzig-Langfuhr erfolgte. Die Dotationen, die den Majestäten während ihres Aufenthaltes in Königsberg von der Bevölkerung dargebracht wurden, waren von außerordentlicher Herzlichkeit. — Abends halb 8 Uhr trafen der Kaiser, der die Uniform des Leibhuzarenregiments trug, sowie die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise im Hofzuge in Danzig-Langfuhr ein. In der Begleitung des Kaisers befanden sich Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg, Oberst von Lauenstein, Leibarzt Dr. Niedner und der Gefandte Dr. Freiherr von Seufft. Zur Begrüßung auf dem Bahnhofe war der Kommandierende General von Madenen erschienen. Der Kaiser begab sich im Automobil nach dem Hofsaal des Offizierskorps der Leibhuzaren-Brigade, während die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise im Hofzuge verblieben. Eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden und begrüßte den Kaiser lebhaft. Im Kasino speiste der Kaiser mit dem Offizierskorps der Leibhuzaren-Brigade zu Abend. Die Abfahrt von hier erfolgt abends um 10 Uhr 28 Minuten nach Hohenstein in Westpreußen, woselbst übernachtet wurde. — Der Kaiser und die Kaiserin die am Sonntag vormittag um 9 dreiviertel Uhr in Marienburg eingetroffen waren, wohnten dem Gottesdienst in der Schlosskirche bei. Nach dem Gottesdienste besichtigte der Kaiser unter Führung des Geheimen Regierungsrates Stein-

Im Klosterhof.

Roman von B. v. d. Lancken.

(Nachdem verboten.)

„Für mich?“ Es regte sich etwas in Armand, worüber er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Es war ein gewisser Hochmut, vielleicht auch der Wunsch, auf etwaige Pläne des andern einzuwirken. „Für mich?“ Die Gesellschaft seiner Schwester? Er zuckte leicht die Achseln, aber der Rittmeister war nicht der Mann, sich so rasch aus dem Felde schlagen zu lassen. „Was soll das heißen?“ sagte er. „Fräulein von Herrstein ist doch aus sehr guter Familie. Daß sie arm ist, mein Gott.“ „Nun, lieber Neumann, fast scheint es, als ob Sie selber Feuer gefangen haben,“ spottete Armand, innerlich mehr erregt, als er sich eingestehen wollte. „Neumann, schweig, er sah sehr ernst aus; er tat ein paar Züge aus seiner Zigarre, blickte geradeaus in die Luft, dann auf die Spitzen seiner Zigarre. „Feuer gefangen?“ Nein, das ist wohl nicht ganz der richtige Ausdruck.“ „Sie sind sie aber nett?“ „Ja, sehr, sehr nett, und da Sie die Festung nicht belagern...“ Er lächelte eigenartig. Armand maß ihn mit einem durchdringenden Blick. „Fräulein von Herrstein sieht unter dem besonderen Schutz meiner Mutter, Herr Rittmeister.“ „Jetzt war es Neumann, der sich plötzlich sehr gerade aufrichtete.“ „Ein Grund mehr, sie zu heiraten.“ Armand biß sich auf die Lippen und runzelte leicht die Stirn.

„Herr von Neumann, Sie sind ja heute zu einer ganz eigenen Art von Scherzen aufgelezt,“ bemerkte er. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich scherze?“ Fräulein von Herrstein hat großen Eindruck auf mich gemacht, das leugne ich nicht.“ „Nun, viel Glück.“ Armand ärgerte sich. „So weit sind wir noch nicht,“ erwiderte Neumann lachend. „Versuchen Sie mich nicht falsch; ich habe nur gesagt, daß ich über Fräulein von Herrstein nicht in einer gewissen Weise scherzen würde, und daß sie Eindruck auf mich gemacht hat. Sie wissen doch, lieber Armand, — die Anrede gefaltete sich der Rittmeister zuweilen dem viel jüngeren Freunde gegenüber — „der Weg zum Heiraten ist dann immer noch weit, und außerdem gehören zwei dazu.“ Dabei legte er ihm vertraulich den Arm auf die Schulter, lachte ihn freundlich an und brach damit dem Gespräch jede unangenehme Spitze ab, aber Armand hatte mit einer Verstimmung zu kämpfen, die ihn den ganzen Abend nicht verließ. Er suchte Jüges Nähe nicht, aber er beobachtete sie, und seine Laune wurde dadurch nicht verbessert. Der Rittmeister war, wie schon gesagt, ein guter Erzähler, und heute zeigte er sich als Meister darin. Er wandte sich im Gespräch zwar weniger an Jüges, als an Anna Ferni, aber Jüges war doch zugegen; heitere Schlagfertigkeit und lustiges Reden flogen hinüber und herüber, aber im Grunde galt dies doch nur der einen. Das sahste Armand, und er mißgönnte dem älteren Manne jedes Lächeln, jedes zustimmende Wort von Jüges Lippen. Sie beteiligte sich zwar nicht an dem lustigen Krieg, es war ihr nicht gegeben in leichtem Plauderei zu glänzen, aber sie bewunderte diese Gabe an anderen und war zu eifrig und zu unbeeingbar, um diese Bewunderung nicht zu zeigen. Doktor Koebbe erzählte Schnurren aus seinem Berufsleben und seine Anekdoten,

verlekte das Ohr seiner Gattin zweimal durch den Anruf „Mine“ und war schließlich der Erste, der zum Aufbruch mahnte. Man hatte gar nicht gemerkt, wie schnell die Zeit vergangen war. „Ein reizender Abend, Gnadigste,“ sagte Neumann, sich von Frau von Ferni verabschiedend. „So ein armer Junggeselle weiß das besonders zu schätzen.“ Er reichte Anna die Hand, verneigte sich leicht vor Jüges und folgte, von Armand begleitet, dem Ehepaar. Nachdem es in dem schwerfälligen Halbwagen untergebracht war, und die runden Säule von Klosterhof traten, ließ Neumann seinen Selbstfahrer kommen und reichte Armand von seinem hohen Sitz herunter noch einmal die Hand. „Na, lassen Sie sich bald mal sehen, lieber Ferni. Brede kommt dazu, und wir machen ein harmloses Spielchen.“ Dann ließ er die lange feine Peitsche über die schlanken Hüfte seiner Züder streichen und hauste davon, sodas er Armands Antwort: „Ja, ich komme bald!“ nur noch undeutlich hörte. Der junge Mann blieb noch eine Weile stehen, sah in den klaren Nachthimmel hinauf und lauschte auf das Geräusch des sich entfernenden Wagens, dessen Rollen auf der Chaujee allmählich verklang. Keine eine Melodie vor sich hintrallend, die Hände in den Hosentaschen, schlenderte er durch das Vestibül in den Gartenalou zurück. Als er eintrat, sprachen die Damen über den Rittmeister. „Nun haben Sie, liebe Jüges, diesen unseren nächsten Nachbar ja auch kennen gelernt,“ bemerkte Anna gerade. „Wie gefällt er Ihnen?“ „Ich könnte das heute noch nicht sagen,“ meinte Jüges nachdenklich. „Jedenfalls ist mir noch niemand begegnet, der so interessant und gut zu sprechen weiß.“ „Doch niemand?“ rief Armand. „Dann sollten Sie einmal Martinus Gallein sprechen hören; dem reißt Neumann